

10 Jahre Suchtprävention : eine Bilanz und ein Ausblick

Autor(en): **Meili, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **SuchtMagazin**

Band (Jahr): **27 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-799965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

10 Jahre Suchtprävention: Eine Bilanz und ein Ausblick

Im Laufe der letzten Jahre hat sich die Prävention zu einem festen Bestandteil der schweizerischen Suchtpolitik entwickelt. Das Bundesamt für Gesundheit ist bestrebt, mit dem Mittel der Programmförderung zu einer grösseren Wirksamkeit der präventiven Massnahmen beizutragen. Weitere Anstrengungen auf verschiedenen Ebenen sind jedoch unabdingbar, wenn die Prävention mit der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt halten will.

BERNHARD MEILI*

Vor ziemlich genau 10 Jahren hat der Bundesrat ein erstes Massnahmenpaket zur Verminderung der Drogenprobleme beschlossen. Angesichts der damals Besorgnis erregenden Zuständen in den offenen Drogenszenen und steigender Anzahl Todesfälle bei Drogenabhängigen forderten viele Kreise ein verstärktes Engagement des Bun-

* Bernhard Meili, Bundesamt für Gesundheit BAG, stv. Leiter Sektion Drogenfragen, bernhard.meili@bag.admin.ch

Der Text basiert auf einem Referat, welches der Autor anlässlich der 3. Nationalen Fachmesse für Suchtprävention in Biel (14.-16. März 2001) hielt.

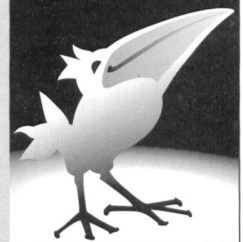
Diese Ausgabe des SuchtMagazins entstand in Zusammenarbeit mit Radix Gesundheitsförderung, welche die Präventionsmesse organisierte. Mit diesem Heft sollen ausgewählte Referate, die an der Fachmesse gehalten wurden, auch jenen zugänglich gemacht werden, die sie nicht live miterleben konnten. Informationen zu allen Präventionsprojekten, die an der Messe präsent waren, finden sich in einer Datenbank auf der Internet-Seite von Radix: www.radix.ch

Nationale Fachmesse für Suchtprävention

14.-16. März 2001 · Biel

Salon national de la prévention des dépendances

14-16 mars 2001 · Bienne



des. 3 Ziele sollten bei diesem Engagement im Vordergrund stehen:

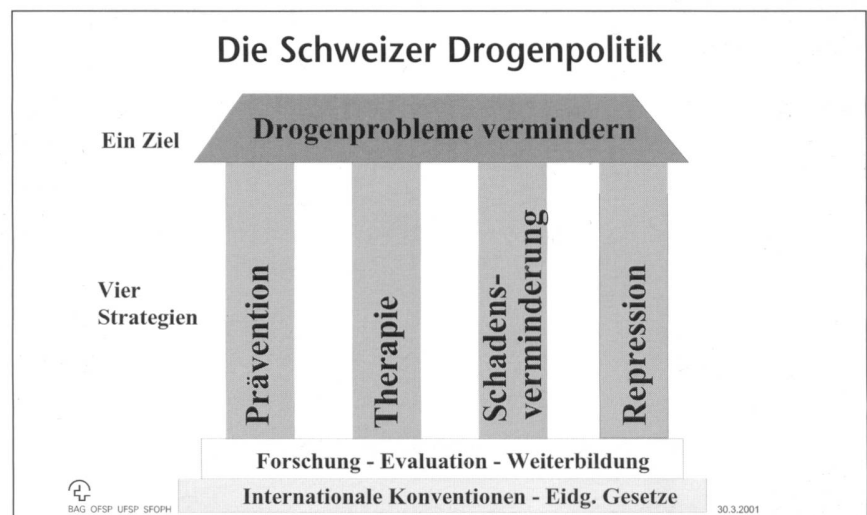
- die Anzahl Abhängiger vermindern
- die Anzahl geheilter Abhängiger erhöhen
- die Lebensqualität von Abhängigen fördern und die Gesundheitsrisiken vermindern

Ein viertes Ziel war nicht explizit formuliert, spielte aber zweifellos auch

eine wichtige Rolle: die Bevölkerung vor den negativen Auswirkungen des Drogenkonsums zu schützen und das organisierte Verbrechen zu bekämpfen.

Prävention als eine Säule der bundesrätlichen Drogenpolitik

Abgeleitet von diesen vier Zielen entstand fast logischerweise das bekann-





te 4-Säulen Modell der Schweizer Drogenpolitik mit den Säulen Prävention, Therapie, Schadenminderung und Repression.

In einer groben Bilanz nach 10 Jahren kann man sicher insgesamt von einer deutlichen Entschärfung der Drogenproblematik sprechen. Insbesondere scheinen die Investitionen und Erneuerungen in den zwei Säulen der Therapie und der Schadensverminderung zu einer Verbesserung der gesundheitlichen Situation in der Population der Drogenabhängigen geführt zu haben. Auch fühlt sich die Bevölkerung in den exponierten Städten und Stadtkreisen heute weniger bedroht und belästigt. Weniger klar ist die Beurteilung der Zielerreichung im Bereich der Prävention. Die Tatsache, dass heute weniger Neueinsteiger in den Konsum harter Drogen zu beobachten sind, ist zwar

sehr erfreulich, darf aber nicht einfach als Erfolg der Prävention gewertet werden. Denn gerade dort wo die Prävention eigentlich greifen sollte, nämlich beim Einstieg der Kinder in den Konsum von Alkohol, Tabak und Cannabis stellen wir in den letzten Jahren eine Verschlechterung der Lage fest. Die folgenden Zahlen sollen diese unerfreuliche Entwicklung dokumentieren – eine Entwicklung, die bis

heute nicht gestoppt werden konnte:

- Tabakkonsum: 1986 rauchten 2 Prozent der 13-jährigen, 1998 7 Prozent. Bei den 15-jährigen waren 1986 14 Prozent RaucherInnen, verglichen mit gut 26 Prozent im Jahr 1998.
- Cannabiskonsum: 1986 hatten 8 Prozent der 15-jährigen Cannabiserfahrung, 1998 waren es bereits 31 Prozent.

DIE 7 WICHTIGSTEN TRENDS DER PRÄVENTION

- Von der Drogenprävention zu Gesundheitsförderung
- Von der Risikoprävention zur Förderung der Ressourcen (Schutzfaktoren)
- Von der Substanzbetonung zum Präventionsdreieck «Substanz – Person – Kontext»
- Vom Risiko der Substanz zum Risikoverhalten
- Von der Primärprävention zur Sekundärprävention
- Von der Person zur Struktur
- Von der Kurzfristigkeit zur Nachhaltigkeit





Anforderungen an die Prävention

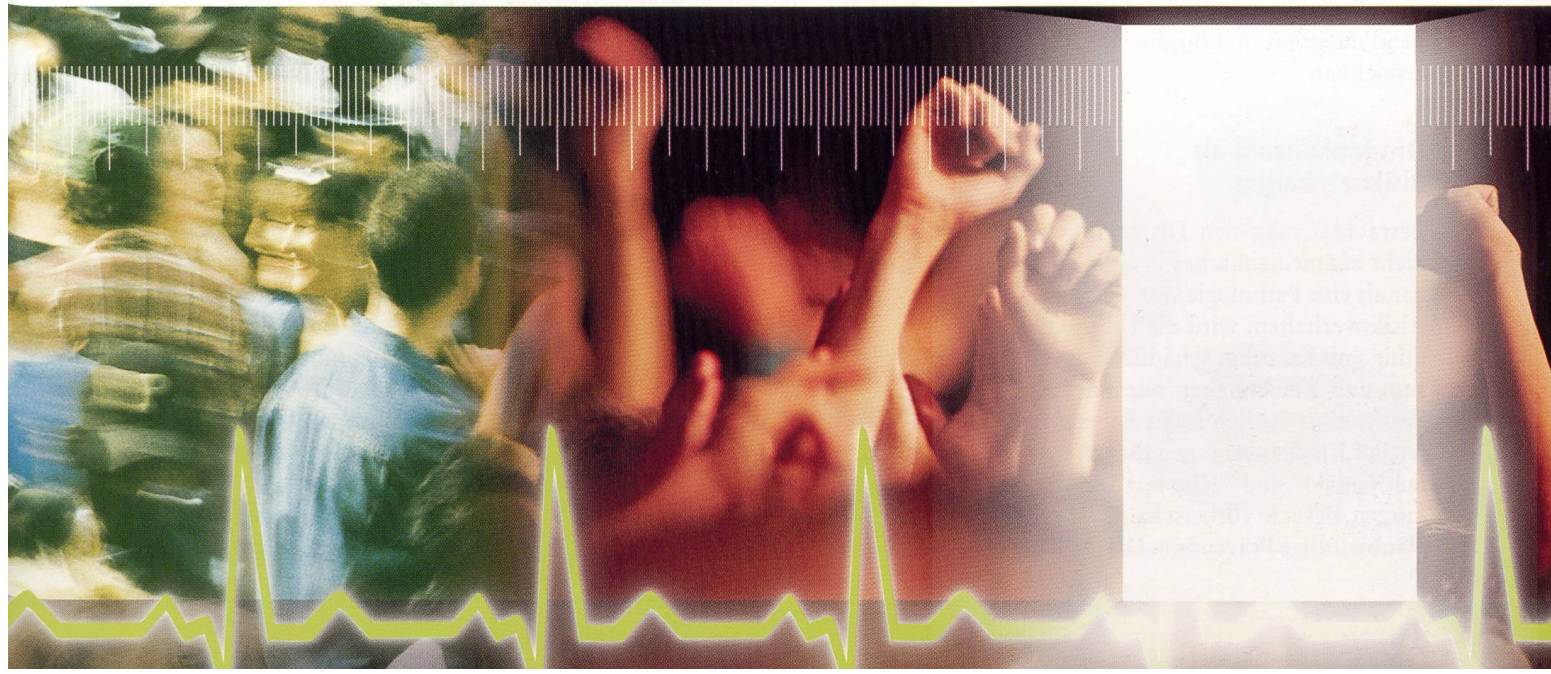
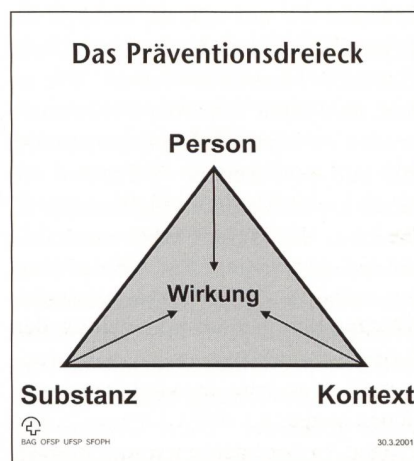
Was bedeutet dies für die Prävention? Die Prävention muss sich offenbar neu positionieren und dies kann durchaus als spannende Herausforderung gesehen werden. Der Auftrag heisst nicht mehr einfach, den so genannten Einstieg in den Drogenkonsum zu verhindern. Die unglaubliche Verfügbarkeit psychoaktiver Substanzen – seien sie nun legal oder illegal – und die wachsende Permissivität in weiten Kreisen unserer Gesellschaft schaffen nun einmal günstige Voraussetzungen dafür, dass Kinder und Jugendliche ihre Erfahrungen damit machen wollen und können. Die Prävention muss also zwei Sachen tun bevor sie überhaupt etwas tut: Erstens muss die Prävention die Bereitschaft zeigen, auch dort präsent zu sein,

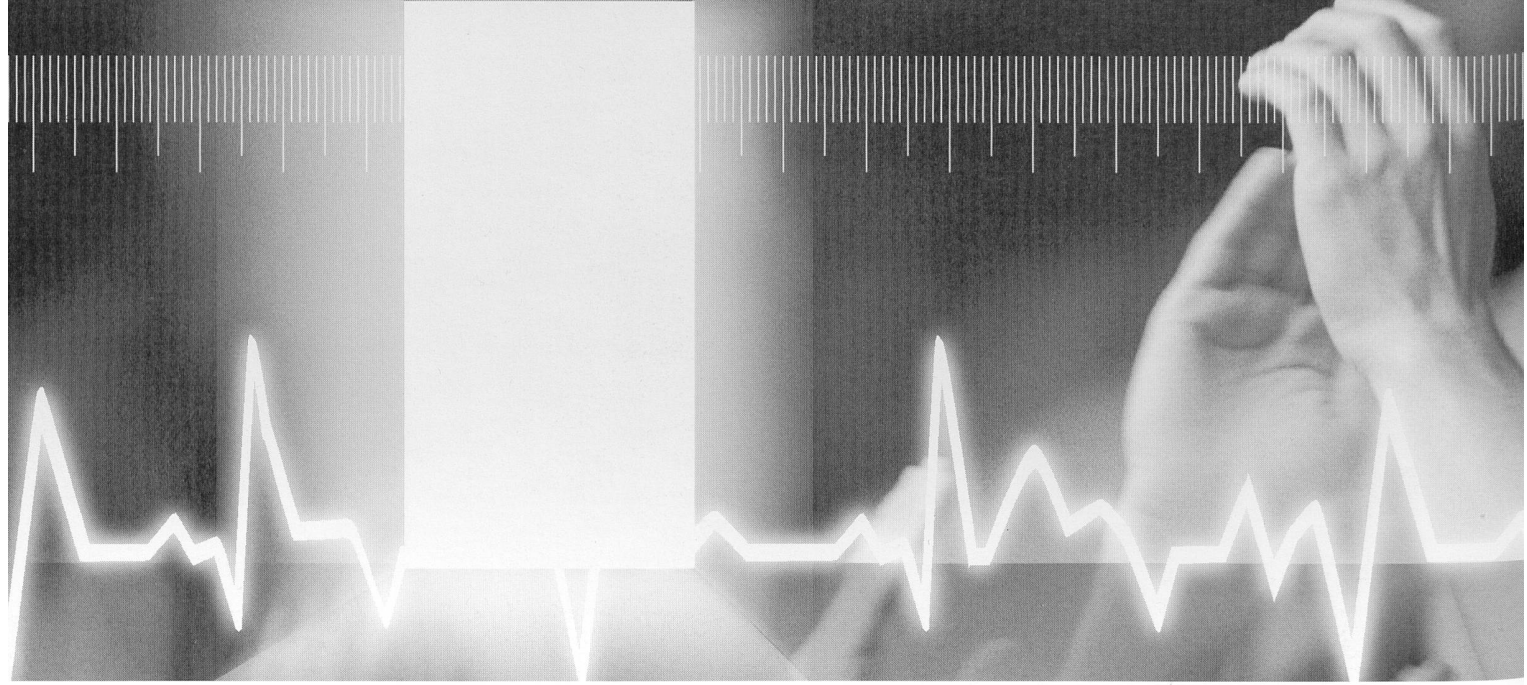
wo Drogen konsumiert werden. Also in Schulen, Familien, Betrieben, im Sport, in Jugendverbänden, in offenen Jugendszenen und in der Technoszene, um nur einige Beispiele zu geben. Zweitens muss die Prävention sagen können, wo eigentlich das Problem liegt. Hier genügen pauschale Beurteilungen wie «gefährlich für die Gesundheit», «illegal», «erster Schritt in die Abhängigkeit» nicht. Gefragt sind differenzierte, glaubwürdige und mit den Betroffenen und ihren Bezugspersonen gemeinsam erarbeitete Beurteilungen, die je nach Kontext und Individuum unterschiedlich ausfallen können.

Das Präventionsdreieck

Diese Überlegung führt uns direkt zum klassischen Präventionsdreieck, das

nichts an seiner Gültigkeit eingebüsst hat. Das Dreieck besagt bekanntlich, dass die Wirkung einer Droge ein komplexes Zusammenspiel der drei Faktoren Mensch, Kontext und Substanz ist.





Dieses Modell wird seit einigen Jahren erfolgreich auf die Prävention übertragen, so dass man die Anwendung dieser Sichtweise durchaus als einen der sieben bedeutenden Trends (siehe Kasten) bezeichnen kann, die sich in der Prävention durchgesetzt haben. Schauen wir uns z.B. die Gruppe der Jugendlichen an, die bereits einmal Cannabis konsumiert haben. Wir sehen, dass jedeR vierte der Heranwachsenden im letzten Jahr nie konsumiert hat und dass weitere 48 Prozent nur selten konsumieren. Es bleiben aber 27 Prozent, die täglich oder zumindest wöchentlich kiffen. Ein solcher Konsum kann für die Heranwachsenden problematisch sein. Ihre Gesundheit und ihre persönliche, soziale und berufliche Entwicklung sind möglicherweise gefährdet. Diese Gruppe umfasst in der Schweiz knapp 50'000 Jugendliche, die in die Schule gehen, eine Berufslehre machen und oft noch zuhause wohnen. Sie sind also weitgehend integriert und für die Prävention erreichbar.

Drogenkonsum als Risikoverhalten

Betrachtet man den Drogenkonsum nicht als medizinisches Problem oder gar als eine Pathologie, sondern als ein Risikoverhalten, wird die Unterscheidung von Konsum, schädlichem Konsum und Abhängigkeit relevant. Eine Prävention, die sich in die Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen wirklich einlässt und nicht nur für einen kurzen Besuch vorbeischaud, ist eine glaubwürdige Prävention. Die noch oft

gehörte Trennung von Primär- und Sekundärprävention wird ebenso häufig, wie die endlosen Diskussionen rund um die zwei Konzepte Prävention und Gesundheitsförderung.

Früherfassung

Der Auftrag an diese neue Prävention lautet, die Lebenswelten – oder wie wir auch sagen «Settings» – zu befähigen, präventiv zu wirken. Das hat viel mit Begleiten, Unterstützen und Beziehungsarbeit zu tun. Frühzeitiges Erkennen von Risiken bei Kindern und Jugendlichen ermöglicht frühzeitige stützende und fördernde Massnahmen. Damit steigen die Chancen, dass die Kinder und Jugendlichen ihre Schule oder Berufslehre regulär abschliessen können.

In «Settings» präventiv zu arbeiten, bedeutet auch, die Aufmerksamkeit auf mehr als «nur» auf Drogen zu lenken. In diesem Sinne ist die Setting-orientierte Prävention eine polyvalente Prävention, welche die Förderung der allgemeinen präventiven Kompetenz in den Lebenswelten zum Ziel hat. Erfolgreich ist die Prävention dann, wenn die Lebenswelten soweit gestärkt und unterstützt werden, dass sie auf

verschiedene Probleme wie Drogen, Gewalt, Rassismus usw. vernünftig und nicht hilflos reagieren.

Suchtrisiko

Das Suchtrisiko kann mathematisch als Quotient von Risikofaktoren und Schutzfaktoren verstanden werden. Es geht hier nicht um eine Quantifizierung sondern um eine Veranschaulichung eines grundlegenden Prinzips der Prävention: Die Prävention muss Risikofaktoren vermindern und Schutzfaktoren verstärken.

Es ist sicher richtig, die Stärkung der Schutzfaktoren und Ressourcen in Gemeinschaften und beim einzelnen Menschen in den Vordergrund der präventiven Arbeit zu stellen. Die Forschung zeigt dass «Bindungen» ein sehr zentraler Schutzfaktor sind. Es lohnt sich somit für die Prävention, in die Qualität der Bindungen der Kinder und Jugendlichen zur Familie, zur Schule usw. zu investieren. Es ist aber unerlässlich, auch die Risikofaktoren und Belastungen zu kennen, die eine Suchtproblematik begünstigen. Die bedeutendsten dieser Risikofaktoren sind:

- frühe Verhaltensauffälligkeiten (z.B. aggressiv, impulsiv, emotional labil, asozial, suizidal)
- schwere Belastungen zu Hause (z.B. Alkohol- und Drogenprobleme, sexueller Missbrauch, Ablehnung)
- massive Schulprobleme, Schwänzen, Desinteresse, Leistungsabfall
- früher Konsum von Tabak, Alkohol, Cannabis
- bevorzugter Kontakt zu drogenkonsumierenden Jugendlichen





Nur die Kenntnis der Risikofaktoren erlaubt die gezielte Intervention in Gruppen und Kontexten mit erhöhtem Risiko. Die Präventionsprogramme «Fil rouge – Suchtprävention in Kinder- und Jugendheimen» und «*supra-f*» bei suchgefährdeten Jugendlichen sind zwei Beispiele von Bundesprogrammen mit starker Orientierung an Risikogruppen.

Die Rolle des BAG

Ich möchte diesen Tour d’horizon zur Suchtprävention mit einigen Bemerkungen zur Rolle und zu den Aufgaben des BAG abrunden: Gleich nach der Ankündigung des Massnahmenpakets zur Verminderung der Drogenprobleme anfangs 1991 wurden wir im BAG bestürmt mit Beitragsgesuchen zur Unterstützung von Kleinprojekten in Gemeinden. Wir sind froh, dass wir mit RADIX bereits 1992 einen kompetenten Partner gefunden haben, der die gemeindenahere Suchtprävention im Auftrag des BAG bisher sehr erfolgreich unterstützt hat.

Die eigentliche Rolle eines Bundesamtes ist aber nicht, mit der Giesskanne mehr oder weniger gezielt die Präventionsgärten im Land mit Goldstücken zu begiessen. Die Anzahl Projekte ist kein zuverlässiger Indikator für die Nachhaltigkeit der Prävention. Wir haben deshalb mehr und mehr unsere potentielle Führungsrolle ausgebaut und gemeinsam mit anderen nationalen Partnern neuartige landesweite Präventionsprogramme entwickelt.

Diese Programme wollen die Prävention in die oben diskutierten Lebens-

welten oder «Settings» hineinbringen. Sie sind deshalb in der Regel angebunden an namhafte Organisationen auf nationaler und kantonaler Ebene. Die Unterstützung von Präventionsprojekten spielt dabei eine wichtige Rolle; sie bringt den Schwung in die Programme und fördert die Motivation zum Mitmachen. Die eigentliche Nachhaltigkeit kann aber nur über die strukturelle Arbeit und mit Angeboten zur Organisationsentwicklung, Weiterbildung, Supervision und Praxisbegleitung erreicht werden.

Ein Blick in die Zukunft

Ich möchte mit einem kurzen Ausblick in die Zukunft schliessen. Folgende

Entwicklungen erscheinen für mich in diesem Zusammenhang wahrscheinlich:

- Strafbefreiung des Cannabiskonsums
- Prävention & Gesundheitsförderung gehen Hand in Hand
- Der Setting-Ansatz wird ausgebaut
- Risikogruppen und Risikokontexte verlangen besondere Beachtung
- Evidence-based Prävention wird mehr als ein Schlagwort

In Bezug auf die mögliche Strafbefreiung des Cannabiskonsums in der Schweiz, erwarte ich persönlich keine grossen Veränderungen was die Verbreitung, das Konsumverhalten und die Volksgesundheit anbelangt. Was sich aber verändert, ist der gesell-





schaftliche Umgang mit dem Cannabiskonsum. Der Wegfall einer Strafnorm bedeutet ja nicht, dass in der Gesellschaft keine Normen bestehen sollen. Wie werden also Eltern, Schulen, Heime, Pfadfindergruppen, Sportclubs usw. damit umgehen? Gelingt es Ihnen, zweckmässige Regeln aufzustellen und Gefährdungen frühzeitig zu erkennen?

In der Botschaft zur Revision des Betäubungsmittelgesetzes (BtmG) sind zusätzliche Mittel vorgesehen, mit denen der Bund die Kantone zur Verstärkung der Prävention und Früherfassung unterstützen kann. Die bestehenden Präventionsprogramme in wichtigen Lebensfeldern sind ein gut vorbereiteter Boden für die kommenden Herausforderungen. Die entsprechenden Formulierungen aus Art. 3b (neu) des BtmG lauten:

- Die Kantone fördern die Aufklärung und Beratung zur Verhütung von suchtbedingten Störungen...
- Der Bund führt Programme von nationalem Interesse zur Prävention durch und informiert die Öffentlichkeit über die Suchtproblematik.

Einen hohen Stellenwert aus unserer Sicht soll auch die Präventionsforschung erhalten – und zwar sowohl in Hinblick auf die empirische Erfassung der Präventionwirkung als auch um die Erarbeitung von theoretischen Grundlagen, die in der Prävention nur sehr beschränkt vorhanden sind. Dabei geht es nicht nur um den Erkenntnisgewinn an sich, sondern vor allem auch um den wirkungsvollen Transfer dieser Erkenntnisse in die Praxis und in die Stuben der Entscheidungsträger. Ein wichtiger Meilenstein im Bereich der Wirkungsforschung wird der für Som-

mer erwartete erste grosse Zwischenbericht der *supra-f* Begleitforschung sein.

Die zu Recht oft gestellte Frage «Was bringt eigentlich Suchtprävention» verdient ernster genommen zu werden, und die Zeit ist gekommen, eine einigermassen zuverlässige Antwort darauf zu erhalten. ■

